

Jörg Kastner

Im Tal der Bärenmenschen

Folge 12 der großen Saga

Amerika – Abenteuer in der Neuen Welt

Roman



Was davor geschah

Als der junge Zimmermann Jacob Adler nach dreijähriger Wanderschaft in seinen Heimatort Elbstedt zurückkehrt, ist dort nichts mehr wie vorher. Seine Mutter ist tot, der Vater und die Geschwister sind angeblich nach Amerika ausgewandert, und seine Verlobte ist mit dem Bierbrauersohn Bertram Arning verheiratet. Von Arning fälschlicherweise des Mordversuchs beschuldigt, verlässt Jacob seine Heimat und schiffet sich nach Amerika ein, um nach seiner Familie zu suchen. Aber auch in der Neuen Welt lauern Gefahren auf Jacob und seine Reisegefährten Martin Bauer und Irene Sommer, die sich in Kansas City einem Siedlertreck nach Oregon anschließen. Erst stirbt der Treck-Captain Abner Zachary, nicht ohne vorher Jacob zu seinem Nachfolger zu ernennen, dann wird Martin lebensgefährlich verletzt. Jacob sieht nur einen Weg, seinen Freund zu retten: die gefährvolle Reise ins Tal der Bärenmenschen ...

Kapitel 1

Ein unerwartetes Wiedersehen

Jacob Adler und Billy Calhoun standen auf einem schmalen Sims, der sich etwa dreißig Fuß über dem Boden an einem großen Felsblock entlangzog. Sie hatten wenig Halt und mussten sich eng an das raue Gestein pressen, um nicht abzustürzen. Aber das war im Augenblick nicht ihr größtes Problem. Die bedrohlichere Gefahr kam von oben.

Dort, auf der Felskuppe, etwa acht bis zehn Fuß über ihnen, beugte sich das unheimliche Wesen, das sie bis hierher verfolgt hatten, zu ihnen herunter und zielte mit seinem großen Bogen auf sie. Es hatte die Sehne weit zurückgezogen und gleich zwei Pfeile eingespannt.

Pfeile mit einem gelben, schlangenförmigen Muster und Adlerfedern am Schaftende.

Tödliche Pfeile.

Jacob dachte an seinen Army Colt und an Billys Colt Dragoon. Die Waffen steckten in ihren Holstern. Sie hatten ihre Hände zum Klettern gebraucht und auch nicht gewusst, dass sie dem ominösen Bogenschützen so nah waren. Die beiden Männer an der steilen Felswand konnten versuchen, ihre Waffen zu ziehen. Aber es war wegen ihres schlechten Halts ein umständliches Manöver. Das unheimliche Wesen – war es das sagenhafte Phantom der Rocky Mountains? – würde Zeit genug haben, sie mit seinen Pfeilen zu durchbohren.

Außerdem wollte Jacob ihm nichts antun. Er hatte den Bogenschützen nicht aus Feindseligkeit verfolgt, sondern aus Neugier. Der Fremde hatte den Siedlern zweimal Beistand geleistet.

Erst hatte er geholfen, den einäugigen Berglöwen zu erlegen, der Jacobs Freund Martin Bauer angefallen und schwer verletzt hatte. Dann hatten seine Pfeile Jed Harper und den bulligen Hoss durchbohrt, als die Killer Jacob und seine Begleiter erschießen wollten.

Jacob wollte herausfinden, was es mit diesem seltsamen Wesen auf sich hatte. Ob es ein Mensch war oder – was auch immer. Er wollte ergründen, weshalb der Bogenschütze den Siedlern half und sie dennoch mied.

Vielleicht konnte er sich sogar bei dem Bogenschützen revanchieren, ihm helfen, denn er musste verwundet sein. Jacob hatte unten am Felsen frisches Blut entdeckt. Hoss' letzte Kugel hatte ihn wohl erwischt.

Jacob sah hinauf zu dem Bogenschützen. Auf den ersten Blick wirkte er wie ein aufrecht gehendes Tier. Dafür sorgte das umgehängte Bärenfell, dessen Kopfteil auf dem Schädel des Fremden saß. Es sah aus, als wären die aufgerichteten Bärenohren seine eigenen.

Aber unter dem Fell erkannte der junge Deutsche die Gestalt eines Menschen. Eines alten Menschen, dessen Gesicht zum großen Teil von einem grauen Bart überwuchert war. Die Augen in dem Gesicht flackerten, und Jacob las in ihnen Angst. Angst vor Jacob und Billy.

»Wir wollen Ihnen nichts tun!«, rief Jacob nach oben. »Wir sind Ihre Freunde. Sie haben uns geholfen, und wir wollen Ihnen helfen.«

Er wusste nicht, ob ihn der Fremde verstand. Sicher, das Phantom der Rocky Mountains war offenbar ein Mensch. Aber das musste nicht heißen, dass er die Sprache der Weißen verstand. Bogen und Pfeile deuteten darauf hin, dass sie es mit einem Indianer zu tun hatten. Wenn sich der Halbindianer Billy Calhoun auch nicht erklären konnte, zu welchem Stamm er gehören mochte. Jacob konnte nicht viel von der Haut des Fremden sehen. Nur die Hände und den oberen Teil des Gesichts. Die Haut wirkte dunkel, wie die eines Indianers.

Reglos wie eine in den Stein gehauene Statue hatte der Bogenschütze bisher dort oben auf dem Felsen gestanden, wo er, wie aus dem Boden gewachsen, plötzlich aufgetaucht war. Aber jetzt begannen seine Hände zu zittern. Sie lösten sich von der Sehne, und die Pfeile schwirrten davon, auf Jacob und Billy zu.

Die gefiederten Geschosse verfehlten ihr Ziel um ein gutes Stück und schlugen wirkungslos unten auf den felsigen Boden. Jacob und Billy hörten das Splittern des Holzes, als ein Pfeil beim Aufprall zerbarst.

Auch über ihnen gab es einen Aufprall. Der Bogenschütze war gestürzt. Eine Schwäche, wahrscheinlich aufgrund seiner Verwundung, hatte ihn übermannt.

Jacob war sich ziemlich sicher, dass er sie nicht hatte töten wollen, als er die Pfeile von der Sehne schnellen ließ. Nur aus Angst hatte er auf sie angelegt. Dann hatte ihn die Kraft verlassen, die Sehne länger gespannt zu halten.

»Hilf mir hinauf, Billy«, sagte Jacob, der seine linke Hand in einem Felsloch festgekrallt hatte und sich nach oben zog.

Das Halbblut stützte ihn ab und keuchte: »Seien Sie vorsichtig, Mr. Adler! Vielleicht spielt er nur den toten Mann.«

»Das glaube ich nicht. Er hätte uns längst töten können. Ich denke, er braucht unsere Hilfe.«

Hastig und dennoch vorsichtig suchte Jacob nach Vorsprüngen und Vertiefungen im Fels, die ihm beim Klettern Halt boten. Hastig, weil der Bogenschütze vielleicht dringend auf Hilfe angewiesen war. Vorsichtig, weil Jacob nach all den gefährlichen Abenteuern, die er bei seiner Reise quer durch den amerikanischen Kontinent bereits überstanden hatte, nicht wegen eines simplen

Fehltritts in die Tiefe stürzen wollte. Endlich konnte er sich oben aufs Plateau ziehen und Billy helfen, ebenfalls heraufzukommen.

Der Bogenschütze lag lang ausgestreckt mit dem Gesicht am Boden vor ihnen. Den großen Bogen hielt er noch in der Hand. Die meisten Pfeile waren aus seinem auf den Rücken geschnallten Fellköcher gerutscht und lagen verstreut um ihn herum.

Jacob kniete sich hin, beugte sich über den Reglosen und drehte ihn vorsichtig herum. Die rechte Hand des Siedlers wurde feucht. An ihr klebte Blut. Hoss' Kugel war in die rechte Seite des Bogenschützen gefahren und darin stecken geblieben.

Es war eine ziemlich üble Wunde. Jacob wunderte sich, dass es der alte Mann damit überhaupt so weit geschafft hatte. Trotz seines Alters musste er sehr zäh sein.

Zäh wie ein Indianer? Nein, es war ein Weißer. Das verrieten die Gesichtsform und die tiefblauen Augen. Die Sonne hatte die Haut des Alten so tief gebräunt, dass sie der Haut eines Indianers glich.

Die Augen des Mannes waren geschlossen. Aber er lebte noch, atmete schwach. Fasziniert starrte Jacob in das verwitterte Gesicht. Es erinnerte ihn an etwas, aber er vermochte nicht zu sagen, an was. Als hätte er den Mann schon einmal gesehen. Doch das hielt er für ausgeschlossen.

»Da hast du dein geheimnisvolles Phantom, Billy. Es geht ihm ziemlich dreckig. Kannst du etwas für ihn tun?«

Der junge Scout untersuchte vorsichtig die Wunde. Der Respekt, mit dem er den Alten behandelte, zeigte Jacob, dass in dem Halbblut noch immer eine große Scheu vor dem ›Phantom der Rocky Mountains‹ steckte.

»Die Kugel steckt zu tief drin«, stellte Billy fest. »Nur ein Arzt könnte sie vielleicht herausholen. Wir können das Phan...« – das Halbblut stockte und verbesserte sich – »den Mann nur verbinden und hoffen, dass die Blutung zu stillen ist. In meinen Satteltaschen habe ich ein paar Kräuter, mit denen das vielleicht gelingt.«

Jacob riss ein paar Stoffstreifen von seinem Hemd ab, mit denen sie den Alten verbanden. Es war eine Notlösung. Unten im Geistercanyon, wo ihre Packtiere mit dem Verbandszeug standen, würden sie einen neuen Verband anlegen. Und Billy konnte dann seine Kräuter zum Einsatz bringen.

Sie hatten zum ersten Mal Zeit, sich das Phantom und seine Ausrüstung genauer anzusehen.

Seine einfache Kleidung aus Fellen und Tierhäuten entstammte, wie Billy feststellte, indianischer Fertigung. Wenn das Halbblut auch nicht sagen konnte, von welchem Stamm.

Die Verzierung mit Stachelschweinborsten war sehr einfach gehalten und ließ keine weitergehenden Schlüsse zu. Auch die Halskette aus den Zähnen eines Bären war nach Billys Aussage bei vielen Indianerstämmen verbreitet.

Die Füße steckten in extrem dicken Mokassins aus Hirschleder, die stiefelartig bis zum Unterschenkel reichten. Die Dicke diente wahrscheinlich dem Schutz vor den scharfen Felsen hier im Gebirge. Deshalb also hatte das Phantom, wie Jacob den Mann in Gedanken noch immer nannte, diesen unförmigen Fußabdruck an der Stelle hinterlassen, von wo aus er auf den einäugigen Berglöwen geschossen hatte.

An einem um die Hüfte des Mannes geschlungenen Ledergürtel hingen sein Messer, sein Beil und ein großer Lederbeutel mit getrocknetem Fleisch. Messer und Beil waren gewiss nicht indianischen Ursprungs. Es handelte sich um ein handliches Beil, wie es auch die Siedler in den Werkzeugkästen ihrer Wagen mit sich führten, und um ein Bowiemesser, dessen Griffschalen aus Elfenbein mit Kupfernieten beschlagen haben.

Jacob und Billy standen vor einem Rätsel bei dieser seltsamen Mischung aus einem Weißen und einem Indianer. So wie Jacob vor einem weiteren Rätsel stand, weil ihm das Gesicht des Mannes bekannt vorkam und doch, so sehr er auch grübelte, unbekannt blieb. Dabei hatte er das Gefühl, es erst vor ganz kurzer Zeit gesehen zu haben.

Der junge Deutsche feuerte seinen Revolver zweimal kurz hintereinander ab. Das Zeichen für den zweiten Suchtrupp, dass er und Billy fündig geworden waren. Es dauerte keine zehn Minuten, da erreichten Custis Hunter, Melvin Freeman und Sam Kelley den großen Felsblock.

»Was macht ihr da oben?«, rief Sam zu ihnen herauf.

»Hier oben bei uns liegt das Phantom«, verkündete Jacob zum Erstaunen seiner drei Gefährten.

»Es liegt bei euch?«, wiederholte der schwarze Schmied ungläubig. »Schläft es etwa?«

»Nein«, erwiderte Jacob und klärte die drei Männer über die Umstände auf. »Nach hinten flacht der Felsblock nicht so steil ab. Billy und ich können den Mann da hinuntertragen. Sucht einen Weg um den Felsen herum und erwartet uns da. Aus euren Jacken könnt ihr schon mal eine provisorische Trage basteln, auf der wir den Verletzten nach unten in den Canyon bringen können.«

»Aber nicht durch den Kamin, durch den wir aufs Plateau geklettert sind«, meinte Sam. »Das hält er bestimmt nicht aus.«

»Stimmt. Aber es muss einen einfacheren Weg in den Canyon geben. Harper und seine Leute sind gewiss nicht durch den Kamin heraufgekommen. Sie kannten ihn gar nicht, sonst hätten sie

mit dieser Möglichkeit gerechnet und uns nicht so einfach in den Rücken von Hoss und Skinny kommen lassen.«

Jacobs Vermutung bestätigte sich. Der Weg hinunter in den Geistercanyon war steil und gefährlich. Aber unter Anwendung größter Vorsicht bewältigten ihn die fünf Männer und der Verletzte auf der behelfsmäßigen Trage.

Auf halber Strecke wurde der Weg gangbarer. Dort fanden sie die Pferde der Killer, drei Reit- und zwei Packtiere. Jacob beschloss, sie mitzunehmen. Die drei Toten, die oben am Rand des Plateaus lagen, konnten die Pferde nicht mehr gebrauchen.

Endlich kamen sie zu ihren Gefährten, die inzwischen die bei der Schießerei in alle Richtungen gelaufenen Pferde und Maultiere wieder zusammengetrieben hatten. Zu Jacobs großer Erleichterung hatten die Siedler keine Verluste zu beklagen, nur zwei Leichtverletzte aufgrund von Streifschüssen.

Sie breiteten den alten Mann auf einer Decke aus und befreiten seinen hageren, knochigen Oberkörper vorsichtig von der Kleidung, um ihm einen besseren Verband anzulegen. Billy holte derweil die blutstillenden Kräuter aus seiner Satteltasche.

Jacob dachte über die vielfältigen Kenntnisse des jungen Halbbluts nach, als er plötzlich stutzte. Das Phantom trug um den Hals eine feingliedrige Kette, an der unter seiner Kleidung ein silbernes Medaillon hing. Ein in allen Einzelheiten identisches Medaillon hatte er erst am vergangenen Tag gesehen. Jetzt wusste er, weshalb ihm das Gesicht des Alten so bekannt vorgekommen war.

Nachdem sie dem Verletzten die Kräuter aufgetragen und den neuen Verband angelegt hatten, öffnete Jacob das Medaillon. Wie er erwartet hatte, enthielt es zwei winzige Fotografien.

Das eine Bild zeigte vier Kinder, drei heranwachsende Mädchen und einen kleinen Jungen.

Auf dem anderen Bild sah man zwei Erwachsene, einen hageren Mann und eine rundliche Frau, die vor ihm auf einem Stuhl saß. Das Gesicht des Mannes ähnelte sehr stark dem des vermeintlichen Phantoms. Man hätte sie für identisch halten können, hätte der Mann auf der Fotografie nicht etwa zwanzig Jahre jünger ausgesehen. Und Jacob wusste genau, dass die Fotografie erst ungefähr fünf Jahre alt war.

Und dennoch – konnte das sein?

Jetzt war Jacobs Ansporn, den Verletzten lebend zum Treck zu bringen, noch um einiges größer. Je länger er über die Sache nachdachte, desto mehr wurde sein Verdacht zur Gewissheit.

Für die Siedler, die von der Lawine begraben worden waren, konnten sie nichts mehr tun. Der Geistercanyon bildete ihr natürliches Grab und verdiente seinen unheimlichen Namen nun umso

mehr. Es hätte zu viel Zeit gekostet, alle auszugraben, um ihnen ein christliches Begräbnis zu verschaffen.

Zeit war das, was die Siedler nicht hatten. Die Sonne hatte sich innerhalb der letzten Stunde hinter einer dicken Dunstschicht versteckt. Es war ganz plötzlich kalt geworden. Der Schneeeruch, den Jacob schon in der Nacht so deutlich verspürt hatte, lag jetzt noch um einiges stärker in der Luft. Der Treck der Siedler über die Rocky Mountains war ein Rennen gegen die Zeit – gegen den Winter, der den Wagenzug mit seinen Schneemassen einzuschließen drohte.

Die Männer legten Leo Cartlands Leiche zu seinen Familienangehörigen und schütteten die Mulde, die sie vergeblich zur Rettung von Matt und Celia Cartland gegraben hatten, wieder zu, um die Toten vor den Aasgeiern zu bewahren.

Die hässlichen großen Vögel kreisten bereits über dem Plateau, auf dem die Leichen der drei Killer lagen. Den Gedanken, Jed Harper, Hoss und Skinny zu bestatten, verwarfen Jacob und die anderen schnell als zu zeitraubend. Sie hätten extra wieder auf das Plateau steigen müssen.

Die drei Toten da oben hatten kein Mitleid verdient. Sie hatten die Lawine losgelassen und waren verantwortlich für den Tod von knapp fünfzig Menschen – Männern, Frauen und Kindern. Sie hatten es sich selbst zuzuschreiben, dass sie jetzt ein Fressen für die Geier wurden. Die Aasvögel würden ein wahres Festmahl halten können, an ihnen und an den vielen Tierkadavern, die im Geistercanyon lagen.

Die Männer rammten ein aus Wagenbrettern zusammengezimmertes Holzkreuz in das Geröll, und Jacob sprach ein kurzes Gebet. Das war die ganze Trauerfeier.

Noch vor der Mittagsstunde rückten sie ab. Der alte Mann, der noch nicht wieder zur Besinnung gekommen war, lag auf einer von einem Pferd gezogenen Bahre, die ebenfalls aus Wagenbrettern gefertigt war. Trümmer lagen in der engen Schlucht genug herum.

Und Tote.

*

Das Getrappel der mehr als hundertfünfzig Hufe war längst verklungen, und Stille lag über dem Geistercanyon, der so unversehens zu einem riesigen Friedhof geworden war.

Durchbrochen wurde diese Stille nur von dem heiseren Krächzen der Aasgeier, die sich hin und wieder um die Beute stritten, obwohl wahrlich genug totes Fleisch für alle da war. Aber dieses Krächzen wirkte nicht unpassend. Es war die richtige Begleitmusik zu dem traurigen Ereignis.

Einer der größten Geier, ein im Vergleich zu seinen eher hageren Artgenossen fast massiges Tier, hatte zwei andere Aasfresser von dem Kadaver eines vom Fels erschlagenen Ochsen vertrieben

und tat sich an der Wunde gütlich, die die beiden unterlegenen Raubvögel mit ihren spitzen, gekrümmten Schnäbeln in das Fleisch geschlagen hatten. Tief tauchte er seinen nackten Kopf in die blutige Masse ein und riss große Stücke heraus, die er gierig verschlang.

So sehr war er in seinen Leichenschmaus vertieft, dass er sich nicht von der Erschütterung stören ließ, die auf einmal durch den Kadaver ging. Sie brachte ihn nicht einmal ins Wanken, denn seine Füße mit den langen Zehen und den leicht gekrümmten Krallen hatte er tief in das tote Tier geschlagen. Der Vorgang war für den Aasfresser kein ungewöhnliches Ereignis. Schließlich war seine Beute nicht immer Aas. Oft lebte sie noch, war aber nicht mehr in der Lage, sich zu wehren. Das war für ihn stets ein besonderer Leckerbissen: frisches, noch lebendiges Fleisch. Nicht zu vergleichen mit schon halb Verwestem.

Doch diesmal täuschte sich der große Vogel mit dem dunklen Sargträgergefieder. Sein Opfer war wirklich tot. Das Zucken, das durch den Kadaver ging, war auch nicht auf Nervenstränge zurückzuführen, die von dem Ableben des Ochsen noch keine Kenntnis genommen hatten. Es kam von außerhalb, von dem Geröllhügel, auf dem das tote Zugtier teilweise lag.

Wieder bewegte sich der große Körper, und ein paar der kleineren Steine kullerten von der Spitze des Geröllhaufens, rissen andere mit und wirkten wie eine lächerliche Miniaturausgabe der großen Lawine, von der die sieben Planwagen begraben worden waren.

Der Geier hielt in seiner Mahlzeit inne, ein blutiges Fleischstück noch im Schnabel und schaute sich nach allen Seiten um, den traurigen Kahlkopf ruckartig bewegend. Aber er konnte keinen unerwünschten Rivalen in seiner Nähe entdecken. Seine Artgenossen hatten sich auf die anderen Kadaver verteilt, von denen es hier genug gab. Ein paar machten sich auch oben auf dem Plateau zu schaffen.

Beruhigt schluckte der große Aasgeier das Fleischstück hinunter, als auch schon eine neue, diesmal sehr heftige Erschütterung durch den Ochsenkadaver ging. So stark, dass der Geier seinen Platz kreischend verließ. Abwartend stand er neben dem toten Tier auf steinigem Boden und beobachtete wachsam, was sich bei dem großen Geröllhaufen tat.

Eine ganze Menge Steine, auch große, kollerten herunter. Es nahm gar kein Ende. Und dann kroch etwas zwischen den Steinen hervor.

Etwas Lebendiges!

Der Geier wurde noch aufmerksamer. Er witterte neue Beute, ganz frisches Fleisch. Aber er widerstand der Versuchung, sofort darüber herzufallen. Erst musste er wissen, um was es sich handelte. Vielleicht war es, gefährlich, denn es wurde immer größer.

Erst war es nur eine staubbedeckte Hand, die sich mit fahrigen Bewegungen aus dem Steinhaufen erhob. Dann ein ganzer Arm. Jetzt tauchten die zu dem Arm gehörige Schulter und der Kopf des Menschen auf.

Er fuhr langsam mit der Hand über seine Augen, wischte die Staubschicht herunter und blinzelte ins Tageslicht. Für ihn war es angenehm, dass die Sonne ihr Antlitz hinter einem dicken Dunstschleier verborgen hatte. Ihr ungefiltertes, grelles Licht hätte seinen nicht mehr daran gewöhnten Augen wehgetan.

Der Kopf drehte sich in alle Richtungen, die Augen ungläubig geweitet. Obwohl es ein grobes, abstoßendes Gesicht war, dem man die Wiedergabe feinfühligere menschlicher Regungen kaum zugetraut hätte, wäre für einen menschlichen Beobachter das Entsetzen deutlich sichtbar gewesen.

Dem Geier blieb das ebenso verborgen wie jegliches menschliche Gefühlsleben. Er dachte in anderen Kategorien. Für ihn war nur wichtig, ob ihm das, was da langsam und unter Qualen Stück für Stück aus dem Steinhaufen kroch, gefährlich werden konnte. Wenn nicht, war es eine zusätzliche Beute. Er konnte sich zwar schon an dem Ochsen mehr als satt fressen, aber daran dachte er nicht. Beute – Fleisch – konnte man niemals genug haben.

Je größer das Lebewesen wurde, das aus dem Steinhaufen wuchs, desto mehr fragte sich der Aasfresser allerdings, ob das wirklich eine geeignete Beute war.

Der ganze Oberkörper des Menschen war jetzt frei. Die Hände stützten sich auf dem Geröll ab, suchten auf dem lockeren Gestein, bis sie endlich festen Halt fanden. Dem Geier entging, dass sich das breite Gesicht des Menschen vor Schmerzen verzerrte, als er sich unter großen Anstrengungen aus dem steinernen Grab stemmte. Er biss sich die Unterlippe blutig und stöhnte laut vor Schmerzen, bis er es endlich geschafft hatte, auf dem Geröllhaufen lag und ein Stück herunterrutschte, genau auf den großen Vogel zu.

Der Geier wich nicht zurück. Der Geruch des frischen Blutes, das von der Lippe des Mannes floss, zog ihn fast magisch an. So sehr, dass er nicht darauf achtete, wie der Mann einen großen, länglichen Gegenstand aus dem Lederfutteral an seiner Hüfte zog. Auch das metallische Klicken, das der Mann mit einer Bewegung seines Daumens auslöste, verschreckte ihn nicht.

Dann zerplatzte der Geier in einer Wolke aus Federn, Knochen, Fleisch und Blut. Das Echo des Schusses rollte durch den Canyon. Die passende Musik zu dem Tanz, den die Federn des erschossenen Vogels in der Luft aufführten.

Die anderen Geier im Canyon stoben erschrocken auf. Sogar ein paar ihrer Artgenossen oben auf dem Plateau. Die meisten ließen sich bald wieder auf ihrer Beute nieder. Nur ein paar waren vorsichtiger und zogen hoch oben am düsteren Himmel ihrer Kreise, sich sagend, dass Kadaver ihnen nicht fortlaufen konnten, ihr eigenes Leben aber schon.

Sie waren die Klügeren.

Als sich der Mann aufgerichtet hatte, leerte er die Trommel seines Revolvers in einer Serie dicht aufeinander folgender Schüsse. Drei der Kugeln prallten nur gegen harten Stein, aber zwei zerfetzten weitere Aasfresser.

Jetzt ergriffen auch die mutigsten Geier die Flucht. Die meisten ließen sich nach einer Weile auf dem Plateau nieder und trotzten ihren dortigen Artgenossen einen Platz bei den drei toten Killern ab. Einige andere zogen abwartend ihre Kreise über dem Geistercanyon.

Der Mann unter ihnen stolperte durch das Tal, wühlte mit bloßen Händen in den großen Steinen herum und schrie immer wieder die Namen seiner Angehörigen.

Die Einzigen, die ihn hörten, waren die Geier. Aber sie verstanden ihn nicht. Die Einzigen, die ihm antworteten, waren die Echos der Felswände. Aber das half ihm nicht.